

SCHRIFTEN
DER JUSTUS LIEBIG-UNIVERSITÄT
GIESSEN

1

UNIVERSITÄT UND STAAT

FESTREDE

anlässlich der 350-Jahr-Feier
bei dem akademischen Festakt
der Ludwigs-Universität / Justus Liebig-Hochschule Gießen

von

Dr. med. Heinz Hungerland
Professor der Kinderheilkunde
an der Justus Liebig-Universität in Gießen

SVG

Im Kommissionsverlag Wilhelm Schmitz Gießen

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident!

Mit dem Beschluß des Hessischen Landtages, den Sie uns eben übermittelt haben, ist die Umwandlung der Justus Liebig-Hochschule in die Justus Liebig-Universität vollzogen worden.

Rektor und Senat und mit ihm alle Angehörigen der Universität danken dem Hessischen Landtag für einen Beschluß, in dem wir mehr sehen als nur die Wiedergutmachung eines schmerzlich empfundenen Unrechts, das der alten Ludoviciana geschah. Wir wissen, daß die Vergangenheit als solche nicht allein dadurch wirksam gemacht werden kann, daß man an sie erinnert, denn die Geschichte fragt nicht viel nach Recht und Unrecht, und Recht und Unrecht verlieren ihren Sinn, wenn nur die Vernichtung derer, die um ihr Recht kämpfen und die Unrecht erdulden, wenn nur deren Vernichtung gründlich und vollständig genug durchgeführt wird.

Und deshalb haben wir vor und seit der Eröffnung der Justus Liebig-Hochschule unbeirrt durch zahlreiche Schwierigkeiten und im Gedenken an unsere alte Ludoviciana gearbeitet, haben Vorhandenes ausgebaut und Neues geschaffen.

So empfinden alle, die Gießen die Treue gehalten haben, die Umwandlung der Hochschule in die Justus Liebig-Universität als den schönsten Lohn für ihre Arbeit. Aber vor allen Dingen sehen wir in dem Beschluß des Landtages den Beweis dafür, daß das Land Hessen in diesen Tagen, in denen so viel von der Förderung der deutschen Wissenschaft geredet wird, gehandelt hat, daß es vor allen anderen deutschen Ländern bekannt hat, daß es entschlossen ist, einen Weg zu beschreiten, von dem wir glauben, daß er erfolgreich sein wird. Das Land Hessen kann versichert sein, daß wir alle, daß jeder ein-

zelne von uns sich der Verantwortung bewußt ist, die wir mit jeder Forderung um Geld, das durch die Steuern des einzelnen Bürgers aufgebracht wird, übernehmen.

Der Hessische Landtag kann versichert sein, daß wir in dem Beschluß, die Hochschule in eine Universität umzuwandeln, nicht so sehr die Verleihung neuer Rechte erblicken, sondern daß wir nur noch mehr die Verpflichtung empfinden, um der Wissenschaft und der Forschung willen unser Bestes zu geben, um die neue Universität zu entwickeln.

Ich hoffe — und damit lassen Sie mich Worte Adolf von Harnacks wiederholen, die dieser am 16. März 1886 an einen Freund schrieb: „Ich hoffe auch, wir werden unser Gießen weiter in die Höhe bringen.“

Hochansehnliche Festversammlung!

Als im Gefolge von Religionsstreitigkeiten mehrere Theologieprofessoren und Geistliche die von Philipp dem Großmütigen gegründete Marburger Universität verließen, wurden diese von dem Landesherrn in Hessen-Darmstadt gastlich aufgenommen und mit ihrer Hilfe wurde am 7. Oktober 1607 in Gießen vom Landgraf Ludwig dem Getreuen eine Universität eröffnet.

Diese Universitätsneugründung war im Grunde die Folge der unglücklichen Aufteilung Hessens an die vier Söhne Philipps des Großmütigen, deren brüderliche Gefühle es sehr bald unmöglich machten, für die vier Länder eine gemeinsame Universität zu unterhalten, um so mehr, als durch die Einführung des reformierten Bekenntnisses in Hessen-Kassel auch theologische Auseinandersetzungen entstanden. So sind es neben den Erbstreitigkeiten theologische Gründe gewesen, die zur Entstehung der Gießener Universität führten, deren erster früher Ruhm darin bestand, daß sie als eine besondere Pflegestätte des reinen Luthertums überall anerkannt wurde; mit 320 Studenten kannte sie nur 6 Universitäten, die, gemessen an der Zahl der Studenten, größer waren als Gießen selbst.

Indessen war der erste Rektor und Kanzler — dieses Amt war damals sinnvoll in einer Person vereinigt — nicht Theologe, sondern

ein Jurist, Gottfried Antonii, der ebenfalls von Marburg gekommen war und durch sein Lehrtalent besonders viele Juristen nach Gießen zog. Und wir erfahren im Hinblick auf unsere heutige Entwicklung mit Vergnügen, daß schon 2 Jahre nach der Gründung der Universität der Botaniker Ludwig Jungermann den Gießener Botanischen Garten anlegte, der damit zu den ältesten botanischen Gärten Deutschlands gehört. Die Zeitläufe waren für die Weiterentwicklung der Universität nicht sehr günstig.

Schwere Epidemien, insbesondere aber der Dreißigjährige Krieg, brachten der Hochschule großen Schaden; als 1623, also 16 Jahre nach ihrer Gründung, ganz Oberhessen mit Marburg durch kaiserliches Urteil an Hessen-Darmstadt fiel, da verlegte Moritz von Hessen-Kassel seine Marburger Universität nach Kassel und die Gießener Professoren zogen nach Marburg. Gießen selbst wurde aufgelöst.

Jahre später kehrt die Universität nach Gießen zurück, nachdem es der Witwe des Moritz von Hessen gelungen ist, Marburg wieder für Hessen-Kassel zurückzugewinnen. Von nun an wird die Entwicklung, insbesondere werden die wechselvollen Beziehungen zu Marburg, ruhiger.

Die ursprüngliche Bedeutung der theologischen Fakultät tritt zurück, während die Naturwissenschaften wesentlich an Bedeutung gewinnen. 1720 werden ein Anatomiegebäude und ein Gewächshaus errichtet, 1767 ein Chemisches Laboratorium und 1765 werden, erstmalig in Deutschland, von Gießen aus geologische Exkursionen durchgeführt, vorübergehend besteht in Gießen ein Bergkollegium und — als erste ihrer Art in Deutschland — eine ökonomische Fakultät, deren bedeutendster Vertreter der Physiokrat Johann August Schlettwein war; Vorlesungen über Tierheilkunde, Forstwissenschaft und über Mineralogie werden gehalten. So bedeutet die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts für Gießen eine besonders glückliche Zeit, in der vor allem die Naturwissenschaften gepflegt werden, obwohl der Siebenjährige Krieg und später die Wirren der Französischen Revolution auch in Gießen schweren Schaden anrichteten, so, daß 1796 nur noch 5 Studenten in Gießen waren, von denen 3 aus Gießen selbst stammten.

Der Anfang des 19. Jahrhunderts brachte der Universität ihre größte Zeit. 1824 kam Liebig an die Hochschule und wirkte hier bis 1852. Seine Bedeutung für die Chemie braucht hier nicht geschildert zu werden. Indem die Hochschule und die Universität seinen Namen zu dem ihren machte, ehrte sie den Meister und verpflichtete sich, in seinem Geiste zu arbeiten.

1829 wurde in Gießen ein Tierarznei-Institut errichtet, und lange Zeit hindurch war hier die einzige Möglichkeit gegeben, den Dr. med. vet. zu erwerben.

In diese Zeit fällt auch der Ausbau der medizinischen Fakultät und die Errichtung des Lehrstuhls für Zoologie. Ihr erster Vertreter, Karl Vogt, war nicht nur Zoologe, sondern vor allem auch Politiker; er wurde als Vertreter des Wahlkreises Gießen in das Frankfurter Parlament entsandt und wurde — solche Schicksale sind uns heute geläufig — deshalb später zum Emigranten, der seine Zoologie in Genf zu Ende las.

Es mag in diesem Zusammenhang interessieren, daß in Gießen lange Zeit (1819—1874) die Möglichkeit bestand, Ingenieurwissenschaften zu studieren und in diesen den Doktorgrad zu erwerben, d. h. es bestand hier eine Art technische Fakultät, die in Universitäten einzurichten in unseren Tagen wieder vorgeschlagen worden ist.

Im Winter-Semester 1870 wurden zum erstenmal landwirtschaftliche Vorlesungen gehalten. Ihre Notwendigkeit war durch eine Eingabe der philosophischen Fakultät schon 10 Jahre früher, am 10. März 1860, eingehend begründet worden. Aber auch schon damals scheinen wissenschaftliche Notwendigkeiten nicht immer einen sehr tiefen Eindruck gemacht zu haben.

Es ist natürlich nicht möglich die Entwicklung der Universität oder der einzelnen Fakultäten an dieser Stelle auch nur annähernd wiederzugeben, es können auch nicht alle großen Lehrer und Forscher genannt werden, die hier gewirkt haben; mir scheinen die Hinweise auf die verschiedenen erwähnten Ereignisse wichtig vor allem im Hinblick auf die jüngste Vergangenheit der Hochschule.

Ihre Betrachtung und die wenigen genannten Daten aus der Geschichte der Ludoviciana lehren uns doch vor allem zwei Dinge: daß im Laufe der Jahrhunderte das Leben der Gießener Universität, und

wenn wir umherschauen nicht nur der Gießener Universität, sehr wechsellvoll verlief, und daß Gießen immer wieder um seine Universität kämpfen mußte. Auch uns wurde diesmal nichts geschenkt. — Als 1946 Gießen als einzige deutschen Universität die Wiedereröffnung verweigert wurde, da gelang es nach sehr vielen Bemühungen und Anstrengungen wenigstens eine Justus Liebig-Hochschule für Bodenkultur und Veterinär-Medizin einzurichten.

Unverdrossen und trotz sehr großer Schwierigkeiten haben damals alle Angehörigen der Hochschule weiter gearbeitet; ihre Treue wurde belohnt mit dem Gesetz zur Errichtung der Justus Liebig-Hochschule in Gießen vom 11. September 1950. Aber damit war die Frage unseres Bestehens noch nicht endgültig gelöst.

Jahre hindurch mußten wir immer wieder gegen die Absicht kämpfen, die bereits gegründete Hochschule in eine Fachschule für Veterinär-Medizin und Landwirtschaft umzuwandeln und ich glaube mich verpflichtet, das an dieser Stelle auszusprechen, daß es vor allem I h r e m Verständnis für die Entwicklung der Wissenschaft, Herr Ministerpräsident, und I h r e m entschlossenen Eintreten für den Auf- und Ausbau einer kleinen Universität, Herr Kultusminister, zu verdanken ist, wenn wir heute wieder so weit sind, von einer Universität in Gießen sprechen zu können.

Liegt die Zeit doch gar nicht sehr weit zurück, in der man an maßgebender Stelle die Ansicht vertrat, daß man aus der Relation zwischen Dozenten- und Studentenzahl die Bedeutung einer Hochschule erkennen könnte, und da man meinte, daß das Geld des Staatsbürgers für eine Universität dann wirkungsvoll ausgegeben würde, wenn an dieser Universität möglichst viel Studenten auf einen Dozenten entfielen; aber ebensowenig wie ein Lehrer 50 Kinder in einer Klasse belehren und erziehen kann, ebensowenig kann eine Universität 5 000, oder gar 10 000 Studenten in die Wissenschaft einführen, um so weniger, wenn die Zahl der Dozenten sich kaum gegenüber der Zeit verändert hat, in der nur ein Drittel oder ein Fünftel der jetzigen Studentenzahl die Hochschule besuchte.

Als ich vor nahezu 2 Jahren das Rektorat der Justus Liebig-Hochschule übernahm, da schilderte ich den Weg eines Gießener Rektors

als eine Wanderung auf steilem Grat, bei der mühsam Stufe auf Stufe ins Eis geschlagen werden muß. —

Wie häufig bei Bergfahrten wird erst nach dem Aufbruch erkannt, wie der Weg wirklich beschaffen ist, und das ist deshalb gut, weil man sonst vielleicht den Aufstieg gar nicht beginnen würde. —

Wir haben manchmal guten, harten Firn gefunden, in den die Steig-eisen sicher griffen, wir standen aber auch vor glitzerndem, blanken Eis, das harte Arbeit brachte, wir sanken in tiefen brechenden Schnee und wir sahen steile Wände, aus plattigem Fels getürmt, die un-überwindbar schienen, Steinschlag, Nebel und Schneefall hemmten unseren Anstieg. Wir haben unser Ziel nicht aufgegeben und jetzt sind wir aus dem Schatten der Wand herausgetreten, wir lagern — endlich — in Licht und Sonnenwärme auf dem Gipfel, auf einem Gipfel — und — in der Nachmittagssonne sehen wir nicht fern von uns die Wächten und das Firnfeld eines anderen Gipfels leuchten, eines höheren, schwierigeren und deshalb schöneren Gipfels, den wir morgen angehen wollen.

Der Forscher, der sich einer Aufgabe verschrieben hat, wird sein Leben lang wägen, wagen und kämpfen. Er kann und darf keinen vorgeschriebenen Weg gehen, es gibt für ihn keine vorherbestimmte und vorherbestimmbare Laufbahn. Er kann nicht voraussehen, ob er ein Ziel erreicht, das er oft nur undeutlich sieht, kann nicht ahnen, wo und welche Schwierigkeiten auftauchen werden. Dabei muß er sehen, wie viele seiner Begleiter nach langen, entbehrungsreichen Jahren stehen bleiben, umkehren oder einen anderen Weg einschlagen, weil das Schicksal ihnen den Erfolg verwehrt hat. —

Wer es wagt, solche Wege zu gehen, der kann es nur tun, wenn er an seine Sache glaubt, wenn er von jener ergreifenden Besessenheit erfüllt ist, die nur nach dem Ziel fragt. —

Wer solche Wege geht, muß täglich alles von sich fordern, muß vieles opfern, was die Menge als unbedingt lebensnotwendig begehrt.

Er darf die Einsamkeit, den Neid und die Mißgunst nicht fürchten, er kann nicht fragen, ob sich solcher Einsatz lohnt.

Wenn solche Menschen, die täglich alles Glück und jede Verzweiflung eines Forscherlebens empfinden, von ministeriellen Erlassen nicht immer viel halten, die wenigsten solcher Erlasse verstehen, die meisten

für unangenehm und überflüssig halten, dann bitten wir, ihnen das nachzusehen. Solche Wanderer können nicht gebahnte Wege gehen. Das Leben dieser Forscher ist auch das Leben ihrer Universität. Wenn eine Universität lebendig sein soll, dann darf sie auf ihrem Wege nicht still stehen. Der Weg kann ebenso wenig wie der Weg des einzelnen Forschers, die klassische „Haute route“ sein, die hoch über allen Tälern von Gipfel zu Gipfel führt. Immer werden wir auch in tiefe Täler hinabsteigen und manche Pfade zurückgehen müssen. Aber wir werden nie aufhören zu wandern:

„Nur, der bereit zum Aufbruch ist und Reise

mag lähmender Gewöhnung sich entrafen“ (Herm. Hesse)

Deshalb wollen wir morgen den nächsten Gipfel angehen. Wir wissen, was dieses „Morgen“ heißt! —

Es ist das „Morgen“ der Geschichte, für das wir leben und von dem wir doch nicht wissen, wann es beginnt und ob es die Erfüllung unserer Hoffnungen und Wünsche bringt, mit denen und für die wir leben.

Die Aufgabe, die jetzt vor uns liegt, besteht in dem inneren Aufbau unserer Universität, die nicht über die 4 klassischen Fakultäten verfügt, wie wir sie aus dem Mittelalter her kennen, sondern die sich aus der naturwissenschaftlich-philosophischen, der medizinischen, der veterinär-medizinischen und der landwirtschaftlichen Fakultät aufbaut.

Dieser Aufbau bedeutet nicht eine Ablehnung der alten Ordnung, von der Schleiermacher in seinen „Gelegentlichen Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn“ sagt, daß sie den Universitäten „ein gar groteskes Ansehen“ gäbe. Dieser Aufbau ergibt sich aus dem, was in der Justus Liebig-Hochschule gegeben war. Aber es ist hier nicht nur aus der Not eine Tugend gemacht worden, sondern mit der Umwandlung der Hochschule in eine Universität soll zum Ausdruck kommen, daß die besonders enge Verbindung von Lehrer und Schüler, wie sie in Gießen besteht, die Verwirklichung einer Universitäts-idee darstellt, die gerade in unserer Zeit von besonderer Bedeutung ist.

Es ist heute kaum möglich, daß, angefangen von den hamitischen Sprachen und der chinesischen Kunst bis zur Kernphysik und Virus-

forschung, alle Gebiete vollständig und — was mir wesentlich erscheint — in einer, der Universität würdigen Form vertreten sind. — Wenn die Fakultäten, die an einer Universität vorhanden sind, sinnvoll aufeinander abgestimmt sind, dann ist die Art und Weise, wie die vorhandenen Fächer betrieben werden, d. h. im Sinne echter Forschung und Lehre, sicher wesentlicher für die Begriffsbestimmung und den Wert einer Universität, als eine Vielheit von Fächern. Nicht die Entwicklung in die Breite, sondern eine Entwicklung in die Tiefe scheint uns fruchtbar.

Wenn in dem Gesetz zur Änderung des Gesetzes zur Errichtung der Justus Liebig-Hochschule gesagt wird, daß „die Universität in allen Fakultäten in Forschung und Lehre naturwissenschaftlich-biologisch bestimmt ist“, dann empfinden wir diese Bestimmung als eine Basis, von der unser Weg ausgeht und nicht als Grenze, denn weder läßt sich die Entwicklung einer Universität — und das ist die Entwicklung der einzelnen Lehrer dieser Universität — in ein Gesetz pressen, noch kann die Forschung durch Gesetze eingeklammert werden. Und wenn die Forschung einen unserer Physiker dazu führt, Philosoph zu werden, dann bleibt er ebenso einer der unseren, wie wenn ein Mediziner zum Theologen würde.

Mit dem Auf- und Ausbau unserer neuen Universität wollen wir einen praktischen Beitrag zu dem leisten, was seit Jahrzehnten als Hochschulreform diskutiert wird.

Es sei gleich hier vorweggenommen, daß durch das günstige Verhältnis zwischen der Zahl der Hochschullehrer und der Zahl der Studierenden in Gießen eines der wesentlichsten Probleme, die uns heute beschäftigen, schon gelöst ist. Dadurch, daß das Land Hessen die Existenzberechtigung der kleinen Universität anerkannte, bietet es Lehrern und Schülern die notwendigen Möglichkeiten der Entfaltung.

Indessen bleibt das Problem für die meisten übrigen Hochschulen und Universitäten unverändert bestehen. —

Sollen wir die Zahl der Hochschulen oder die Zahl der Lehrer und Institute vermehren, um hier eine Lösung zu erreichen?

Mein verehrter Herr Kollege, Magnifizenz Tellenbach, hat sich vor wenigen Tagen anläßlich der 500-Jahr-Feier der Freiburger Univer-

sität ausführlich über die Tradition und die Neugestaltung der Universität geäußert.

Er gab eine Darstellung aus der Sicht des Historikers, der versucht, Vergangenes zu erkennen, es mit der Gegenwart zu vergleichen und der daraus Folgerungen und Schlüsse für die zukünftige Entwicklung zieht.

Gestatten Sie mir, daß ich ähnliche Fragen aus der Sicht des Naturwissenschaftlers behandle.

Ich glaube dabei auch auf das Verständnis des Historikers selbst rechnen zu dürfen; hat doch Jakob Burckhardt die Geschichte und die Naturwissenschaften als Freunde bezeichnet, nicht allein deshalb, weil sie voneinander nichts verlangen, „sondern weil diese beiden Wissenschaften allein ein objektives, absichtsloses Miterleben in den Dingen haben können“.

Wenn wir bedenken, daß in den letzten Jahren sich der Anteil der Hochschulgebildeten etwa versiebenfacht hat, daß etwa 70 Akademiker auf 10 000 Einwohner der Bundesrepublik kommen, dann gewinnt man den Eindruck, daß diese Zahl weder den tatsächlichen Bedürfnissen, noch den wirklichen Begabungen entsprechen kann.

Das Bedürfnis entsteht vor allem in der Industrie dadurch, daß man eine Ausbildung an einer Universität oder Hochschule auch dann fordert, oder vorzieht, wenn sie tatsächlich nicht notwendig, ja nicht einmal zweckmäßig ist.

Die zweite Ursache liegt darin, daß der Ansturm auf die Bildung bereits in den höheren Schulen beginnt, die ihrerseits zu Recht über eine Überlastung klagen. Man postuliert ein natürliches Anrecht auf Bildung, während sie doch nur einfach eine Sache des Könnens und des Wollens sein kann. —

Es müßte daher versucht werden, den Strom der Bildungswilligen entsprechend ihrem Können und längst bevor er die Tore der Universität erreicht hat auf Mittel- und Fachschulen zu verteilen, die großzügig ausgebaut werden müßten. Dadurch würden die höheren Schulen und Hochschulen entlastet und könnten ihren Aufgaben wieder gerecht werden.

Ich sage das gerade als Rektor einer kleinen Universität, die eine kleine Universität bleiben möchte. Die Hochschulreform kann nur

gelingen, wo sie als Teil einer gesamten Schulreform verstanden wird. — Es ist eine Fiktion zu glauben, daß alle die für „hochschulreif“ erklärt werden und eine Universität beziehen, das akademische Studium so erleben, wie wir es wünschen.

Das zweite Problem, das uns heute beschäftigt, ist der Mangel an wissenschaftlichem Nachwuchs. — Auf den ersten Blick erscheint es wenig verständlich, daß bei ungeheurer wachsender Studentenzahl, der wissenschaftliche Nachwuchs, der aus diesen Studenten hervorgeht, mangelt; sollte man doch umgekehrt erwarten, daß bei wachsender Zahl der Studierenden auch die Zahl der wissenschaftlichen Nachwuchskräfte größer würde. Die Gründe, die für den Mangel angeführt werden, sind der steigende Bedarf und die angeblich besser zahlende Industrie. Aber entscheidend ist das nicht. Man vermengt hier zwei Dinge, die auseinandergehalten werden müssen: die Hebung des Gesamtniveaus und das Hervortreten der besonderen Begabungen; nur diese können aber den wissenschaftlichen Nachwuchs an den Universitäten darstellen.

Indessen sind in einer Bevölkerung immer nur wenige Höchst-Begabungen vorhanden. Wenn es etwa möglich wäre, die Größe der Begabung der einzelnen Angehörigen einer Bevölkerung zu messen, dann könnte man feststellen, wie häufig die verschiedenen einzelnen Begabungsgrößen vorkommen; für die Verteilung der Begabung innerhalb einer genügend großen Bevölkerung würde man ebenso eine Gaußsche Verteilungskurve erhalten, wie wenn man die Körperlänge derselben Bevölkerung in der gleichen Weise untersuchte. Der Gipfel der Kurve würde die durchschnittliche Begabung charakterisieren, womit auch das, was wir als „normal“ bezeichnen, definiert wäre. Meist sind wir allerdings geneigt, ideale Definitionen zu geben, und das als „normal“ zu bezeichnen, was uns vollkommen scheint, das gilt insbesondere für die Definition des sogenannten „normalen Menschen“.

Dort, wo sich die Kurve rechts wieder der Abszisse nähert, würde ihr Verlauf die Anzahl der Höchstbegabungen anzeigen.

Kaum einer wird daran zweifeln, daß etwa die schon erwähnte Länge der Menschen in dieser Form verteilt ist und bleibt, wobei höchstens die ganze Kurve nach rechts oder links verschoben wird.

Das Gleiche für den Intellekt anzunehmen, wird selten gewagt, ja wird abgelehnt, obwohl auch ein Historiker, der schon genannte J. Burckhardt, zu dem Schluß kam, daß „... weder Seele noch Gehirn des Menschen in historischen Zeiten erweislich zugenommen“ haben.

Es ist deshalb unwahrscheinlich, daß sich plötzlich so viel mehr Begabungen in einer Bevölkerung finden sollen als in einer vorausgehenden Zeit; und niemand wundert sich darüber, daß die Zahl der Dichter und Künstler, die ebenso ungewöhnliche Begabungen darstellen, nicht vermehrt ist. — Natürlich kann man einwenden, daß es möglich wäre, die gesellschaftlich institutionellen Bedingungen so zu gestalten, daß für die wirtschaftlich schwächeren Schichten keine Hemmung des Aufstieges mehr bestände, so daß die Reserve größer würde, aus der geschöpft werden könnte. Aber wenn wir zwei so verschieden organisierte Staaten wie die Vereinigten Staaten und Sowjetrußland betrachten, dann haben wir nicht den Eindruck, daß hier eine wesentliche Differenz in dem vorliegt, was, abseits von der Politik, der Intellekt leistet. Wenn dem aber so ist, dann müssen wir uns darüber klar sein, daß mit dem Aufbau eines ausgedehnten Stipendien-Wesens, dessen erhebliche Gefahren auch nicht übersehen werden dürfen, eine Vermehrung des wissenschaftlichen Nachwuchses im oben erwähnten Sinne nicht ohne weiteres erreicht werden kann, sondern höchstens eine Hebung des Gesamtniveaus.

Wenn wir uns fragen, ob die Abwanderung des Forschers aufzuhalten ist, so kommen wir unvermeidlich zur Frage des Verhältnisses des Hochschullehrers zum Staat.

Es ist ganz sicher so, daß der wirkliche Forscher das Bestreben hat an der Hochschule zu wirken, weil er hier allein seine Fragen nach eigenem Belieben stellen und bearbeiten kann. Er kann sich hier der reinen, zweckfreien Wissenschaft widmen, aber er kann es nur, wenn er dafür ausreichende Anerkennung und Mittel erhält.

Es ist heute möglich, ausreichende Mittel für Forschungszwecke zu erhalten. Aber es ist für den Außenstehenden kaum begreiflich, mit welchen Schwierigkeiten dies verbunden ist. Der Ordinarius, der auf Vorschlag seiner Fachkollegen und durch das Vertrauen einer Fakultät oder eines Senats von einem Kultusminister für würdig befunden

wurde, einen Lehrstuhl an Deutschlands Hohen Schulen zu bekleiden, muß von nun an nicht nur die Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Apparatur, die er nach seiner Ansicht braucht, ausführlich begründen, sondern er muß, nachdem die Mittel bewilligt sind, einen kunstvoll aufgebauten Verwaltungs-Apparat benutzen, um den wissenschaftlichen Apparat zu erwerben.

Wenn eine Verwaltung die Verantwortung für Dinge übernimmt, deren Notwendigkeit ihr durch einen Fachmann erklärt werden muß, dann wird sich immer ein Fachmann finden, der diese Notwendigkeit schließlich beweist, und es wird sich immer ein Beamter finden, der das schließlich einsieht. Deshalb sind solche Umwege überflüssig; sie ermüden auch unnötig. Aber sie sind außerdem sehr gefährlich. Denn allzu leicht und infolge zahlreicher Erfahrungen entsteht bei dem Fordernden der Eindruck, daß es besser ist, mehr zu fordern als man braucht, um das Notwendige zu erhalten, und da es so wie so unsicher ist, was irgendwo entschieden wird, wird die Verantwortung des Fordernden geringer.

Ich bin sicher, daß der Fachmann eine Anschaffung sehr viel sorgfältiger auf ihre Notwendigkeit prüft, wenn er selbst über einen bestimmten Betrag verfügt, mit dem er auskommen muß und für den er die letzte Verantwortung trägt.

Unabhängig davon kann der Rechnungshof dann die Art der Verwendung der Mittel besser und sorgfältiger kontrollieren, als es jetzt geschieht.

Das Gleiche gilt für die Verteilung der Verantwortung an Hochschulen auf eine akademische Selbstverwaltung und eine staatlich gelenkte Allgemeine Verwaltung. Dadurch werden nicht nur die Verwaltungsunkosten vermehrt, sondern die Verwaltung und Entwicklung einer Hochschule wird erschwert und gestört.

Es wird gern von der „ungeheuren Vermehrung der Aufgaben“ der Verwaltung gesprochen. Diese Aufgabenvermehrung wird aber von den administrativen Einrichtungen selbst entwickelt. Es werden Dinge verwaltet, nicht nur an den Universitäten, die sicher nicht der Verwaltung bedürfen.

Der Staat braucht aber den Willen der Universitäten, frei und unabhängig ihren Weg zu gehen, nicht zu fürchten. Wir können und

werden nichts auf unsere Fahne schreiben, von dem wir nicht mit gutem Gewissen sagen können, daß es für die Gesamtheit der deutschen Hochschulen und damit auch für den Staat selbst gut ist. Je vollkommener und vollständiger wir selbst die Verantwortung für unser Wollen übernehmen müssen, um so besser werden wir der Allgemeinheit und dem Staat dienen.

Wenn sich zu einer unnötigen, manchmal kleinlichen Bevormundung des Hochschullehrers noch eine Besoldung gesellt, die gering ist und wenn der Hochschullehrer nur um des Schemas willen in die Besoldungsordnung des Laufbahnbeamten eingereiht wird, dann gewinnt schließlich ein echter Forscher den Eindruck, daß er doch nicht zum Ministerialrat taugt und wandert, wenn er kann, zu Tätigkeiten ab, die so entgolten werden, wie es seinen Leistungen entspricht. Glücklicher wird er aber bei einer Zweckforschung sicher nicht sein.

Freilich die Fragen, die wir heute stellen, die Forderungen, die wir heute erheben, die Klagen, die wir heute aussprechen, sie wurden vor uns gesagt und in dem gleichen Bewußtsein ausgesprochen.

„Wenn man bei der Frage nach dem Neubau eines Gewächshauses nicht danach fragt, ob dasselbe zweckmäßig und nötig sei für den botanischen Unterricht, sondern ob man diesem oder jenem Ministerium von doch stets nur kurzer Dauer und vorübergehenden Tendenzen überhaupt Geld verwilligen will, gleichsam als handelte es sich darum, diesem einen Gefallen zu tun, so verrät diese einen durchaus ephemeren Standpunkt, nicht aber feste und klare Ziele, welche ernst und sicher an die Vergangenheit anknüpfen und die Zukunft vorbereiten.“

Meine Damen und Herren, dieser Satz ist nicht von mir, und er ist deshalb auch nicht an den Landtag und an die Landesregierung gerichtet.

Dieser Satz wurde in einer akademischen Festrede zur Feier des Geburtstages des Großherzogs Ludwig III. am 9. Juni 1866 von dem damaligen Rektor Hermann Hoffmann ausgesprochen, der bei der gleichen Gelegenheit über das Verwaltungssystem sagt:

„Es ist eine Macht wie der Geschäftsgang, diese große Errungenschaft unseres Zeitalters der Papyrokratie, erfunden um jede frische, unbequeme Tätigkeit langsam aber sicher abzutöden, ohne den Bo-

den des Gesetzes zu verlassen. Dieses System, wie es jetzt ist, hat keine Zukunft, denn es besitzt keine innere Lebensfähigkeit, es entspricht nicht den Bedürfnissen der Nation.“

Leider hat sich hier mein Herr Amtvorgänger geirrt.

Sicher hat er recht, wenn er meinte, daß solche Systeme nicht den Bedürfnissen des Volkes entsprechen, aber er täuschte sich über den Charakter des Systems, das gleichsam wie ein bösartiger Tumor weitergewachsen ist und sich ausgedehnt hat; und es könnte der Tag kommen, da man die deutsche Wissenschaft zu Tode verwaltet haben wird.

Niemand in den freien Völkern der Welt denkt daran, einen Maler, einen Bildhauer, einen Dichter mit Vorschriften, Erlassen und Verfügungen zu verfolgen. Der Forscher, der sich von diesen Menschen nur dadurch unterscheidet, daß er seine Ideen an der Wirklichkeit mißt, der aber aus vielen Gründen auf die Hilfe des Staates angewiesen ist, wird mit diesen Dingen geplagt.

Die Not der Wissenschaft ist nicht allein im Materiellen begründet. Sie liegt in der praktischen Nichtachtung des Geistigen, über die wir uns nicht durch das laute Reden über den Wert und die Bedeutung der Forschung hinwegtäuschen lassen dürfen. Wenn es einmal wirklich gilt, dem Forscher einen besonderen Wert zuzuerkennen, anzuerkennen, daß er nicht mit dem üblichen Maß gemessen und nicht in den üblichen Rahmen gepreßt werden kann, dann erschrickt der Staat vor der Tatsache, daß die Menschen durchaus nicht gleich sind und er wagt nicht mutig und sinnvoll zu handeln, „weil nicht sein kann, was nicht sein darf“.

In dieser festlichen Stunde, in der wir mit herzlicher Dankbarkeit die Umwandlung der Hochschule in die Universität durch das Land Hessen gefeiert haben, wende ich mich noch einmal an die Regierung des Landes:

Geben Sie Ihren Hochschulen und Universitäten eine Verfassung, in der diese Einrichtungen als Körperschaften des öffentlichen Rechtes anerkannt werden und übergeben Sie die Verwaltung der Universitäten dem Rektor und dem Senat. Handeln Sie ohne Mißtrauen und Sorge, gewähren Sie uns Ihr Vertrauen ganz.

Wir werden dieses Recht nicht mißbrauchen, aber Sie werden nicht nur die Genugtuung haben, entschlossen gehandelt zu haben, sondern auch die Freude eines Vaters erleben, der seine Kinder aufblühen sieht.

Die Geschichte einer Universität geht weit über die Tagesgeschichte hinaus und was immer man ihr tut, es wird in die Geschichte eingehen.

Damit ist der Rektor der naturwissenschaftlich-biologisch bestimmten Universität unversehens historisch geworden, ohne daß er deshalb seinen Lehrstuhl aufgeben möchte, denn er rechnet sich zu jenen Forschern, die wohl heimlich wie Paul Klee von sich sagen möchten:

„Diesseits bin ich gar nicht faßbar:
denn ich wohne gerade so gut bei den Toten
wie bei den Ungeborenen.
Etwas näher dem Herzen der Schöpfung als üblich.
Und noch lange nicht nahe genug.
Geht Wärme von mir aus? Kühle?
Das ist jenseits aller Glut gar nicht zu erörtern.
Am fernsten bin ich am frömmsten.
Diesseits manchmal etwas schadenfroh.
Das sind Nuancen für die e i n e Sache.“